Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 10 (1960)

Heft: 1

Bibliographie: Kurze Hinweise = Brèves notes bibliographiques

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KURZE HINWEISE
BRÈVES NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

René Wyss, *Anfänge des Bauerntums in der Schweiz. Die Egolzwilerkultur (um 2700 vor Chr. Geb.)*. Verlag Paul Haupt, Bern 1959. 16 S. u. 16 Taf. — Die Jungsteinzeit der Schweiz und insbesondere die Anfänge der ersten Bauernkulturen sowie der damit verbundene, entwicklungsgeschichtlich bedeutsame Übergang vom Wildbeutertum zu Ackerbau und Viehzucht sind in den letzten Jahren vermehrt ein Forschungsziel der schweizerischen Archäologie gewesen. Das fast sprunghafte Entstehen kleiner Seeufersiedlungen und die merkliche Konsolidierung von Bevölkerungsgruppen mit Kleinviehzucht sind noch voller Rätsel. Ob sich die Annahme bewahrheiten wird, daß das Auftreten dieser ersten Bauern im Zusammenhang mit einer Einwanderung zu sehen ist oder daß in einzelnen Belangen eine vorwiegend mesolithische Substratwirkung vermutet werden darf, vermögen erst zukünftige Untersuchungen klar zu entscheiden. Die Grabungen des Schweizerischen Landesmuseums haben durch die Aufdeckung eines frühneolithischen Bauerndörfchens bei Egolzwil im Kanton Luzern mehr Licht in diese undurchsichtigen Verhältnisse gebracht. Dank der konservierenden Eigenschaft des Torfbodens am Rande des ehemaligen Wauwilerseeleins sind zahlreiche Fundstücke sowie Reste von Hauskonstruktionen und Inneneinrichtungen sehr gut erhalten geblieben. Im Vergleich mit früheren Untersuchungen sind die neuen Ergebnisse so günstig, daß die Fundstelle von den Ausgräbern zu einem namengebenden Zeit- und Kulturhorizont der schweizerischen Jungsteinzeit gemacht werden möchte. Der Verfasser, der selbst an den Forschungsarbeiten teilgenommen hat, gibt ein farbiges Bild der entdeckten Egolzwiler-Kultur, indem er den «Code» des archäologischen Fundmaterials aufschlüsselt und Lebens- und Wirtschaftsform, Ursprung und Entwicklung, Religion und Menschentypus dieser Bevölkerung darzustellen versucht. Seine anschauliche Schilderung geht über die lokalgeographische Bedeutung der Ergolzwiler-Siedlung hinaus und wird erweitert mit einer Skizze über die gleichzeitige Entwicklung im schweizerischen Mittelland, so wie sie heute gesehen werden kann. Die kleine Broschüre aus dem Schweizerischen Landesmuseum wird durch die sorgfältig zusammengestellte Bilddokumentation von R. Hirt treffend illustriert.

Rudolf Degen

Karl Fürst Schwarzenberg, *Adler und Drache. Der Weltherrschaftsgedanke*. Verlag Herold, Wien und München 1958. 392 S. mit 49 Abb. — Der Autor, der sich über große Belesenheit ausweist, faßt das Ergebnis vieler Spezialuntersuchungen zur Weltreichsidee in einer für den «gebildeten

Durchschnittsleser» bestimmten Überschau zusammen und zeigt die Kontinuität des Weltherrschaftsgedankens vom Alten Orient über das altrömische und das byzantinische Reich bis zum «Heiligen Römischen Reich» des Abendlandes und zum russischen Zarentum. Dabei schenkt er — wie bereits der Titel des Buches erkennen läßt — seine besondere Aufmerksamkeit den Herrschaftssymbolen, wie Kaiser- und Königstieren, verkörpern sie doch die Heiligkeit des Monarchen und damit die religiöse Legitimierung der Weltherrschaft. Am Schluß weist Schwarzenberg auf die neue Reichsidee der Sowjetunion hin und stellt Unterschiede und Analogien zum alten Weltherrschaftsgedanken fest. Bei seinen Aussagen über Völkerbund und UNO trennt er leider zu wenig klar zwischen Weltreich und auf Freiwilligkeit beruhender Weltordnung und widerspricht sich selbst (vgl. S. 262 und S. 276). Auch andere Einzelheiten, wie z. B. die Umtaufe Iwans des Schrecklichen in Johann IV. (S. 234f.), möchte man mit einem Fragezeichen versehen. Dennoch bleibt im ganzen der Eindruck vorherrschend, das Buch könne einem historisch interessierten Leserkreis viele Kenntnisse vermitteln. — Die 80 Seiten umfassenden Anmerkungen und Exkurse enthalten neben Belanglosem eine Reihe von Einzeluntersuchungen über Tiersymbole und über die Reichsidee der Kaiser- und Königtümer, denen der Verfasser um einer einheitlichen Darstellung willen keinen Platz im Haupttext eingeräumt hat. Der Band wird ergänzt durch eine Zeittafel, Monarchenlisten und ein umfangreiches Literaturverzeichnis. Max Bandle

Denys Hay, *Europe, The Emergence of an Idea.* Edinburgh University Press, 1957. 125 S. mit 5 Taf. — Der Autor nennt die vorliegende Schrift einen Versuch in «historical semantics», nach einem Begriff, der von Marc Bloch geprägt worden ist.

Am Ende des Mittelalters nahm das Wort Europa mehr als geographische Bedeutung an: Es bezeichnete oft dasselbe, wie früher die Christenheit. Von da ausgehend untersucht der Autor zunächst die Bedeutung des Namens und Begriffs Europa in der Antike, wobei er eine aufschlußreiche Gegenüberstellung der griechischen Auffassung und der Aufteilung der Welt unter die Söhne Noahs nach der Genesis, den jüdischen Schriftstellern und den Kirchenvätern gibt. Im Frühmittelalter wurde der Begriff Europa kaum verwendet. Was heute Europa heißt, wurde damals die Christenheit genannt. Erst in der Renaissance taucht der Namen wieder häufiger auf und wird zur Bezeichnung der Gesamtheit der christlichen Völker gegenüber den Türken verwendet. Die Entdeckungen führten dann zu einer noch deutlicheren Unterscheidung der Europäer gegenüber andern Völkern, während die Unterscheidung nach der Religion immer mehr zurücktrat. Nach dem 17. Jahrhundert war Europa mehr als der Name eines Erdteils, er war die Bezeichnung einer Lebensweise und einer Kultur. Der Begriff hatte einen deutlich emotionellen Gehalt bekommen.

Hay erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Berücksichtigung der untersuchten Texte. Es ging ihm darum, das Aufkommen der Idee Europa deutlich zu machen. Dies tut er mit großer Umsicht und Sorgfalt. Das kleine Buch ist mit den zahlreichen Anmerkungen und Hinweisen eine wertvolle Ergänzung zu dem Buch von Oskar Halecki, Europa, Grenzen und Gliederung seiner Geschichte. Robert Schneebeli

Franz Hampl, *Alexander der Große.* (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 9,) Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1958. 92 S., 1 Karte u. 5 Skizzen. — Hans Oppermann, *Caesar. Wegbereiter Europas.* (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 10) Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1958. 111 S. u. 1 Karte. — Unter Verzicht auf jede verbindliche Aussage, soweit nicht zuverlässige Quellen vorliegen, zeichnet Franz Hampl ein Bild Alexanders, das die emotionalen, barbarisch-urtümlichen Elemente in der Persönlichkeit des Königs stark hervortreten läßt, so z. B. seine Tollkühnheit, seine wiederholt plötzlich durchbrechende «Ruhmessehnsucht», aber auch seine starke, primitive Religiosität. Im Gegensatz zu Johann Gustav Droysen und neueren Historikern, für die Alexanders Wirken letztlich im Dienste der großen Idee einer Verschmelzung von Orient und Okzident steht, betrachtet Hampl die hemmungslose Leidenschaft, Macht und Ruhm zu gewinnen, als entscheidende Triebkraft für den Welteroberer. Seine gewaltigen Erfolge erklärt er mit genialen Anlagen, überragender Geisteskraft und vor allem mit seiner unerhört starken Dämonie, der sich nur wenige Menschen zu entziehen vermochten. Obwohl Hampl, dem Thema entsprechend, den militärischen Glanzleistungen des Alexanderzuges breiten Raum gewährt, hütet er sich vor einer Verherrlichung des großen Eroberers und gelangt zu einer wohl abgewogenen Wertung. Diese anerkennt zwar die politische und wirtschaftliche, nicht aber die kultur- und geistesgeschichtliche Entwicklung der hellenistischen Epoche als von Alexanders Wirken her bestimmt.

Weniger Distanz wahrt Hans Oppermann der Persönlichkeit Cäsars gegenüber. Es sei gerne anerkannt, daß es auch ihm gelungen ist, einen überaus lebendigen Eindruck des Mannes zu vermitteln, den er als «letzte große antike Verkörperung der Lebensganzheit» bezeichnet, als einen «politischen Täter», dessen Welt sich nicht in Idee und Wirklichkeit zerlegen lasse und dessen Handlungen bei aller Sicherheit des Ziels nicht kühler Berechnung und Vorausplanung im einzelnen entsprungen seien. Die anerkannt großen militärischen und organisatorischen Leistungen Cäsars werden in gut übersichtlicher Form gewürdigt; ein Hinweis auf die Problematik der Gewaltherrschaft wäre aber dabei doch wohl am Platze. Sicher darf der Versuch als fraglich gelten, aus den Leistungen des Alleinherrschers den Beweis dafür abzuleiten, «daß Cäsar die Macht, die er errungen hatte, zu Recht ausübte» (S. 97). Nicht völlig überzeugend wirkt auch die schon im Titel der Studie angedeutete Tendenz des Verfassers, die geistige Beziehung zwischen der neuen römischen Monarchie und dem hellenistisch-orientalischen Königtum in Abrede zu stellen und Cäsars Alleinherrschaft als europäische Form der Weltherrschaft zu bezeichnen, weil sie nicht «auf der sklavischen Unterwerfung des Menschen unter eine überirdische Macht, sondern auf der Größe des Menschen und seiner Würde» (S. 109) beruht habe. — Irrtümlicherweise erhält Crassus in der Studie den Vornamen Publius (S. 29) statt Marcus, und die Kodifikation des römischen Rechtes durch Kaiser Justinian wird mit 509 (S. 98) statt 533/34 datiert.

Max Bandle

A Short History of France from Early Times to 1958. Cambridge, At the University Press, 1959; IX + 222 p. — Des âges préhistoriques à la seconde accession au pouvoir du général de Gaulle, l'histoire de France, en quelque

deux cent vingt pages, se déroule sous nos yeux, clairement, sobrement présentée, riche en nuances toutefois, solidement documentée et forte du savoir de spécialistes éminents: Sir Ernest Barker, les professeurs D. W. Brogan, Herbert Butterfield, H. C. Darby, A. Ewert, I. L. Foster, Mr. J. Hampden Jackson, qui semble avoir été la cheville ouvrière de l'entreprise. L'origine du volume est un *handbook* publié, pour usage de service, par la «Naval Intelligence Division» de l'amirauté britannique. Un ouvrage analogue, *A Short History of Germany, 1815—1945*, a vu le jour, en 1959 également, dans des conditions semblables.

Le volume dont nous rendons compte constitue une excellente introduction à l'histoire de France; le lecteur en tire une vision cohérente de l'ensemble, qui ne néglige pas l'histoire économique. L'équilibre des parties, cependant, n'est pas parfait, mais peut-il l'être dans un ouvrage collectif? Le XVIe siècle nous paraît quelque peu sacrifié: une seule mention de François Ier (une allusion à sa mort dans un chapitre qui concerne le XVIIe siècle), est-ce vraiment suffisant?

De même l'histoire culturelle n'a guère la place quelle mérite: le siècle de Louis XIV est gratifié de cinq ou six lignes, où les jugements, à force d'être sommaires, prêtent presque au sourire: peut-on parler des drames de Molière? Et si Bossuet doit être classé sous une étiquette unique, celle de philosophe est-elle la plus appropriée? Nulle trace du nom de La Fontaine, ni de celui de Boileau. Passant au XVIIIe siècle, on sera surpris de ne rencontrer ni Montesquieu, ni Voltaire, ni Rousseau. La lacune est ici moins excusable.

En revanche, les trente-cinq cartes et schémas qui illustrent le texte soulèvent l'intérêt, voire l'enthousiasme, du lecteur. Ingénieux et suggestifs, ils frappent l'esprit, clarifiant les idées et invitant à la réflexion.

Ernest Giddey

Georg Schreiber, *Die Wochentage im Erlebnis der Ostkirche und des christlichen Abendlandes*. Westdeutscher Verlag, Köln u. Opladen 1959. 283 S. — Heute genügt es nicht mehr, in Belangen der religiösen Volkskunde einfach das «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens» nachzusehen, dessen Titel noch «aus dem Antiquariat des Aufklärungszeitalters» stammt, wie Schreiber richtig sagt. So etwas wie eine Einführung in diese Themata bietet sein vorliegendes Buch, das anhand der Wochentage eigentlich so ziemlich alle Gebiete der religiösen Kulturgeschichte streift, angefangen von der christlichen Antike bis zur Romantik und Gegenwart. Wir lesen von Patrozinien (z. B. Trinität, Anna, Josef), von den Oblationen (Kerzen), von den Benediktionen (Brotweihe), von den Bruderschaften und Passionsspielen, von Totenmemorien und von der mystischen Tränengabe, von den Volksandachten (Kreuzweg, Heiliggrab) und noch von vielem anderen mehr. Dabei spielen alle geistigen Bewegungen vom Arianismus bis zur Türkennot hinein. Es kommt auch nicht nur deutsches Brauchtum, sondern auch östliches wie westeuropäisches (besonders französisches) zur Sprache. Freilich sind es vielfach nur Hinweise, keine ausführlichen Belege, oft auch allzu unverbindliche und allgemeine Wendungen und Feststellungen. Sicher aber besitzt der Verfasser einen weiten Horizont und eine ungemein breite Materialsammlung. Durch das solide und umfassende Register gelangt der Benützer leicht zu dem großen und interessanten Stoff.

P. Iso Müller

Gaston Sirjean, *Encyclopédie généalogique des maisons souveraines du monde*. Cahiers 1—3. Paris, 1959. In-4°, 64 p., tableaux généalogiques. — Quel est l'historien, professionnel ou amateur, qui ne s'est pas trouvé un jour devant la difficulté de situer rapidement, dans le temps ou au sein d'une lignée souveraine, tel ou tel personnage rencontré au cours d'une lecture? Certes, il existe des tables généalogiques, mais elles se trouvent souvent dans des ouvrages anciens — non à jour — et la plupart du temps épuisés. Nous ne pouvons donc qu'applaudir à l'idée qu'a eue l'auteur de mettre à notre disposition de nouvelles tables généalogiques. Il n'a pas craint de voir grand: ce sont les généalogies des diverses maisons souveraines qui ont régné respectivement sur la plupart des pays du monde qui vont nous être offertes. Pour l'instant, nous n'avons reçu que les trois premiers cahiers concernant les lignées mérovingienne, carolingienne et capétienne directe qui ont régné sur la France. Et, au premier coup d'œil, l'ouvrage se présente fort bien. Chaque cahier comporte une carte contenant des données indispensables de la famille étudiée, carte qui est accompagnée d'un texte constitué par la présentation détaillée de chaque génération. Il nous paraît prématuré de porter un jugement sur les premiers fascicules parus, puisqu'ils ne représentent qu'une petite partie de l'œuvre projetée. Il faut attendre la suite pour se faire une idée définitive. Il est cependant évident qu'une telle entreprise se heurte à maintes difficultés, dont la plus petite n'est pas le flottement existant dans la chronologie et l'établissement des filiations des lignées mérovingiennes et carolingiennes. L'auteur a donc été contraint de choisir entre diverses théories, ce qui fait que cette nouvelle publication sera sujette à critique. L'œuvre d'ensemble seule nous permettra de juger de la valeur des choix effectués par l'auteur. Olivier Dessemontet

Ph. du Puy de Clinchamps, *La noblesse*. Paris, Presses universitaires de France, 1959, 126 p. (Collection «Que sais-je?» n° 830.) — Dans la plupart des pays démocratiques d'aujourd'hui, la noblesse n'est plus rien puisqu'elle n'a plus d'effet juridique. Pourtant l'importance sociale et morale de cet ordre appartenant au passé n'est pas entièrement disparue. On en voudra simplement pour preuve le fait qu'en France seulement, plus de 15000 familles s'acharnent à prendre les apparences de la noblesse a côté de quelque 3600 familles légitimement qualifiées. Or on ne poursuit pas, on ne s'épuise pas à ressembler à ce qui est définitivement mort. Cette noblesse continuée ou usurpée pose à l'honnête homme, curieux du passé et du présent, une question: qu'est-ce que la vraie noblesse? C'est à ce point d'interrogation que s'efforce de répondre l'auteur. Tout à tour, il analyse brièvement les origines historiques de la noblesse, son organisation, son évolution, sa décadence. C'est clair, c'est précis, mais il faut souligner que cet exposé décrit avant tout la noblesse de France. Mais comme c'est dans ce pays qu'elle a connu le développement le plus significatif, nul doute que ce petit ouvrage éclairera la lanterne de quiconque s'intéresse à cet ordre qui, aujourd'hui, a accompli son destin. Car, en 1959, l'homme noble du moyen âge, pour reprendre les termes de l'auteur, «qui tenait héréditairement sa qualité de Dieu, a lentement laissé sa place à l'homme sans passé ni avenir qui ne tient une qualité que de lui-même. La race a fait place à l'individu».

Olivier Dessemontet

M. W. Beresford and J. K. S. St Joseph, *Medieval England, An Aerial Survey.* (Vol. II der Cambridge Air Surveys.) Cambridge University Press, 1958, XIII u. 264 p., subject catalogue of relevant air photographs in the Cambridge University Collection, index. — Zur Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte braucht der Historiker Anschauungsmaterial, denn er beschäftigt sich ebensosehr mit den Dingen selbst wie mit den Vorgängen. Wir suchen deutliche und zutreffende Vorstellungen von den Gegenständen, welche durch die in geschriebenen Dokumenten enthaltenen Wörter bezeichnet werden. Das Bildmaterial, das heute gesammelt und publiziert vorliegt, ist bereits beträchtlich, und es wird weiter an seiner Vermehrung gearbeitet. Daneben liegen für die Siedlungsgeschichte verschiedene Kartenwerke vor. Der hier zu besprechende Band gibt eine willkommene Ergänzung.

Die Photographie aus der Luft ermöglicht, die Anlage einer Siedlung auf einen Blick zu erfassen, gestattet aber auch, Einzelheiten noch deutlich zu erkennen und zum Ganzen in Beziehung zu setzen. Als Ergänzung zur alten oder neuen Karte gibt sie eine klarere Vorstellung, weil die Signatur der Karte notwendigerweise vereinfachen und vereinheitlichen muß, was in Wirklichkeit häufig doch recht verschieden aussieht.

England besitzt eine große Fülle von Siedlungen, deren mittelalterliche Anlage noch erhalten und vor allem aus der Luft gut erkennbar ist. Das gilt nicht nur für Orte, welche sich in neuerer Zeit nicht nennenswert ausgebreitet haben, sondern auch für solche, welche die Entwicklung zur größeren moderneren Siedlung mitgemacht haben.

Die sorgfältig ausgesuchten Beispiele werden in diesem Buch in vier Hauptgruppen gegliedert. Im einleitenden Abschnitt wird nach einer kurzen Darlegung der Ziele und Beschränkungen der Sammlung Material zum Vergleich alter Karten mit neuen Luftaufnahmen gezeigt. In der zweiten und größten Gruppe «Fields and Villages» sind die Bilder zur Illustration der Dorfanlagen und Feldeinteilung gesammelt. Sehr schön und aufschlußreich sind dabei die Bilder zum «Open Field System» und zur Auflösung mittelalterlicher Siedlungen. In der dritten Gruppe sind Bilder von Städten vereinigt, untergruppiert nach Illustrationen von Marktplätzen, Stadtmauern, Schlössern, Kathedralen und Häfen. Besondere Aufmerksamkeit wird den planmäßig angelegten Städten des Hochmittelalters geschenkt. In einer letzten Gruppe erscheinen Illustrationen zur mittelalterlichen Industrie, Stätten der Salz-, Eisen- und Steingewinnung und Tuchmacherstädte, und ein paar Illustrationen zu Verkehrswegen.

Alle Bilder sind einläßlich kommentiert und die Kommentare mit Quellenangaben versehen, was das ganze Buch zu einem wertvollen und schönen Beitrag zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte Englands macht.

Robert Schneebeli

Albert Renner, *Kirche und religiöses Leben im Mittelalter.* (Quellenhefte zur Schweizergeschichte, Heft 3.) Verl. H. R. Sauerländer, Aarau 1958. 48 S.

Adolf Bucher und Walter Schmid, *Reformation und katholische Reform 1500—1712.* (Quellenhefte zur Schweizergeschichte, Heft 5.) Verlag H. R. Sauerländer, Aarau 1958. 64 S.

Konrad Müller, *Die Goldene Bulle Kaiser Karls IV., 1356.* (Quellen zur neueren Geschichte, hg. v. Historischen Seminar der Universität Bern, Heft 25.) Verlag Herbert Lang, Bern 1957. 99 S.

Was das Heft zur mittelalterlichen Geschichte der Schweiz anbetrifft, sei nicht verhehlt, daß ihm unseres Erachtens allzu vielerlei Aufgaben zugedacht worden sind. Diese Feststellung soll in keiner Weise die Anerkennung schmälern, die der großen Leistung des Bearbeiters gebührt. Aber es besteht ein Mißverhältnis zwischen der Quellenbasis, von der man auszugehen hat, und dem Ziel, das dabei offensichtlich angestrebt wurde. Wie der Titel andeutet, umfaßt das Heft sowohl Rechtsurkunden als auch geistesgeschichtliche Quellen. Letztere künden von einer reichen Geisteswelt, die jedoch dem modernen Leser — und dabei ist gemäß der Bestimmung dieser Hefte an Schüler unserer Mittelschulen zu denken — allzu fremdartig ist, als daß er sich in unmittelbarer Auseinandersetzung damit befassen könnte. Wir greifen als Beispiel ein Stück wie den Brief Notkers des Deutschen an Bischof Hugo von Sitten heraus. Er soll, wie bemerkt wird, ein Bild der «vielfältigen geistigen Tätigkeit» dieses hochmittelalterlichen Mönchs vermitteln. Wir erfahren indessen daraus lediglich die Titel einiger Bücher, die er gekannt hat. Wer sich jedoch ein Bild seiner Persönlichkeit und seines geistigen Horizonts verschaffen wollte, könnte dies nur aus der Bekanntschaft mit der aufgezählten Literatur gewinnen. Was sagt dem Schüler aber etwa ein Buchtitel wie «Die Hochzeit der Philologie»? Zum Verständnis des fraglichen Werkes wäre eine vertiefte Kenntnis von Antike, Neuplatonismus und mittelalterlichem Symbolismus unerläßlich. Soll der Unterricht in mittelalterlicher Kulturgeschichte auf quellenmäßiger Basis aufgebaut werden, so kann ein Heft, das sich auf schweizerische Texte beschränkt, schlechterdings keine genügende Grundlage bieten. Im begrenzten Rahmen des Mittelschulunterrichts kommt das Mittelalter besser zur Geltung, wenn der Einblick in dieses Zeitalter vom Lehrer in gut vorbereiteter Darstellung vermittelt wird; was dabei an Texten geboten werden kann, muß aus dem Gesamtschatz der Weltliteratur ausgewählt werden. Nur am Rande sei schließlich auch noch ein Wort zur Ausstattung des Heftes angebracht. Es ist begreiflich, wenn mit Rücksicht auf die Wünschbarkeit niedriger Kosten die Hefte dieser für den Schüler bestimmten Reihe in schlichtem Gewand herausgebracht werden; im vorliegenden Fall hat man indessen entschieden zu viel gespart. Es hat für unser Empfinden etwas Stoßendes, wenn in einer Sammlung, die für die Schweiz repräsentativ sein will, die letzte Textseite eines Heftes auf den grauen Umschlagdeckel gedruckt wird.

Ein guter Gedanke hingegen war es, das Heft über die Zeit der Glaubensspaltung der Zusammenarbeit eines katholischen und eines reformierten Fachmannes anzuvertrauen. Ganz hoch anrechnen möchten wir den Herausgebern das Stück «Eine erste Stimme der Toleranz: Sebastian Castellio». Was Castellio hier im Zusammenhang mit der Verbrennung Servets gegen Calvin zu sagen hat, verdient für alle Zeiten festgehalten zu werden. Nicht Calvin, sondern Castellio soll in dieser Sache das letzte Wort behalten.

Die Ausgabe der Goldenen Bulle von 1356 ist nach Aussage des Herausgebers nicht dazu bestimmt, der kritischen Bearbeitung, die im Rahmen der Monumenta Germaniae historica erfolgen soll, vorzugreifen; sie ist für den Handgebrauch gedacht, berücksichtigt indessen die verschiedenen Textzeugen und bietet neben dem lateinischen Text eine gute deutsche Übersetzung.

Hans C. Huber

KARL SCHMID, *Kloster Hirsau und seine Stifter*. Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte Bd. IX. Verlag Eberhard Albert, Freiburg im Br. 1959, 153 S. — Während die neuere Forschung nur immer die Reform des Abtes Wilhelm und die berühmte libertas von 1075 ins Licht setzte, schlägt der Verfasser von den Quellen des 11. Jh. eine Brücke zu den Belegen des 9. Jh., vor allem zur Vita S. Aurelii und zu den Verbrüderungsbüchern von Reichenau und Brescia. Daraus ergibt sich, daß Erlafrid und Nothing, letzterer ein Reichsbischof in Oberitalien (Vercelli, Verona, Brescia), wirklich die Stifter des Klosters Hirsau waren. Die Fundatio folgte unmittelbar auf die Translatio der Aurelius-Reliquien im Jahre 830. Das karolingische Kloster war jedoch von keiner Bedeutung, so daß wir weder dessen Äbte noch Mönche kennen. Einzig die baulichen Überreste geben uns einen Anhaltspunkt. Mit der Stifterfamilie hängt Adalbert, Graf von Calw, zusammen, welcher im 11. Jh. das Kloster neu errichtete. Was an dem Buche Schmids besticht, ist die methodische Auswertung der Libri Confraternitatis und die sich daraus ergebenden Personenbeziehungen. Der Verfasser hat darüber schon in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1957 Grundlegendes gesagt. Man kann im Frühmittelalter nicht wie bei den Staufen und Habsburgern einfache Filiationen bieten, sondern muß mehr auf kognatische denn agnatische Beziehungen das Augenmerk richten. Was der Verfasser auch sonst zur literarischen und politischen Geschichte der karolingischen Zeit, besonders zu den Zusammenhängen mit Oberitalien, beisteuert, verdient volle Zustimmung und Anerkennung. Ein solides Register erschließt die wertvollen Materialien und Forschungen. P. Iso Müller

RAYMONDE FOREVILLE, *Le Jubilé de saint Thomas Becket. Du XIIIe au XVe siècle (1220—1470). Etude et document.* Paris, S.E.V.P.E.N., 1958, 242 p. (Bibliothèque Générale de l'Ecole Pratique des Hautes Etudes, VIe section.) — Mlle Raymonde Foreville, professeur à la Faculté des Lettres et Sciences humaines de Rennes, est connue des médiévistes pour ses travaux sur le haut moyen âge, notamment pour son édition critique de l'*Histoire de Guillaume le Conquérant* de Guillaume de Poitiers. L'ouvrage qu'elle publie sous les auspices de l'Ecole pratique des Hautes Etudes n'apporte pas seulement une information précieuse sur le culte du célèbre martyr anglais, il nous instruit sur la mentalité religieuse du moyen âge; l'étonnante popularité de Thomas Becket illustre, en effet, la psychologie religieuse de ce temps et son culte, enrichi des privilèges du jubilé «s'insère dans la tradition dogmatique de l'Eglise et son développement théologique, comme dans l'évolution de sa discipline pénitentielle» (p. XV). L'étude de Mlle Foreville contribue aussi à nous instruire sur un élément capital de la vie religieuse et sociale du moyen âge: le pèlerinage; on s'en félicitera d'autant plus que cette institution ou, plus exactement, ce mouvement de foi n'a pas encore été étudié comme il le mériterait. On remarquera, à ce propos que l'ouvrage de Mlle Foreville évoque l'histoire d'un homme dont l'influence fut certainement beaucoup plus grande après sa mort que durant sa vie (on sait combien son caractère et son attitude à l'égard du roi furent blâmés par ses contemporains); le pèlerinage de Canterbury retrace l'histoire posthume d'un prince de l'Eglise dont le témoignage sanglant constitua l'acte le plus riche en conséquences spirituelles.

Le Jubilé de saint Thomas Becket est composé de deux parties. Dans la première partie Mlle Foreville étudie l'origine du culte de l'archevêque de Canterbury, les pèlerinages, les jubilés et les indulgences attachées à cette institution dans la période qui va du XIIIe au XVe siècle. La deuxième partie est composée de documents assortis de nombreuses notes. Le principal document est le «Traité sur le cinquième jubilé de s. Thomas Becket (1420)», texte rédigé à Canterbury par un moine de Christchurch, œuvre de circonstance composée à l'occasion du cinquième jubilé, texte de polémique dirigé contre les Lollards hostiles au culte des saints et aux indulgences. Ce traité montre l'importance de l'indulgence concédée par Honorius III et mise en doute par certains, la popularité du culte de saint Thomas et les incidences spirituelles et sociales de ce culte (déplacements de foules, abondance de denrées...); il se termine par une théologie de l'indulgence jubilaire. A cet important traité apologétique Mlle Foreville ajoute quelques pièces justificatives: lettres pontificales, confirmations de privilèges, procès-verbaux, suppliques. Des tableaux chronologiques, des index, des illustrations et un plan de l'église primatiale de Canterbury complètent utilement cet ouvrage.

L'étude de Mlle Foreville n'intéressera pas seulement les médiévistes — parmi ceux-ci, les historiens de la pensée et de la sensibilité en particulier —, elle intéressera aussi les sociologues et les psychologues. Le culte de saint Thomas Becket, par sa ferveur et son ampleur, dépasse de beaucoup l'importance d'un culte local; il s'étendit, en effet, jusqu'au Levant et, en Angleterre même, il suscita la piété des foules jusqu'à la fin du XVe siècle; la décadence qu'il connut vers 1500 est significative de l'esprit nouveau qui soufflait en Occident et des circonstances politiques et économiques.

Paul Rousset

JOSEPH GILL, *The Council of Florence*. Cambridge University Press 1959. 452 S. m. 2 Abb. — Das Schlußdekret des Konzils von Florenz (6. 7. 1439) vereinigte die west- und die oströmische Kirche nach 450jährigem Schisma. Am Zustandekommen des Dekrets waren vor allem Papst Eugen IV., aber auch Kaiser Johann VIII. und der Patriarch Joseph II. beteiligt. Mit dem Fall Konstantinopels verlor die Einigung, die von Anfang an vor allem im Osten stark angefochten worden war, ihre Wirksamkeit. Für Eugen IV. bot die Frage der Ostkirche eine willkommene Gelegenheit, das seit 1431 tagende Basler Konzil, mit dem er in einen grundsätzlichen Kompetenzstreit verwickelt war, im Jahre 1437 aus den Angeln zu heben und als nach Ferrara verlegt zu erklären. Johann VIII. sah in der kirchlichen Einigung mit dem Westen die Grundlage für die dringend benötigte materielle Hilfe gegen die drohende Türkengefahr. 1438 wurde das Konzil von Ferrara nach dem finanzkräftigeren Florenz der Medici verlegt. Die Hierarchie der Ostkirche war dogmatisch nicht auf der Höhe und hatte in letzter Minute einige führende Philosophen konsekriert, um sie nach Italien zu schicken. Über die Herkunft des Heiligen Geistes — die Wurzel des trinitarischen Streites zwischen den beiden Kirchen — einigte man sich nach tagelangen Diskussionen zwischen Giovanni Montenero und Marcus Eugenicus, indem die Ostkirche das «Filioque» anerkannte, wenn auch nicht einstimmig. Diskussionen über das Fegefeuer, das Abendmahl, Zusätze zum Glaubensbekenntnis und die Vorrangstellung des Papstes führten zur Einigung, der sich später auch die

armenischen, koptischen, syrisch-mesopotamischen und zypriotischen Christen anschlossen.

In der Ostkirche hat der Gedanke einer Einigung nie wirklich Fuß gefaßt; im Westen muß ihr Wert eher negativ beurteilt werden, indem sie die Konziliarbewegung hemmte und so einen Sieg des Papstes und der traditionellen Kirchenordnung bedeutete.

Joseph Gill, S. J., Professor am päpstlichen Institut für Orientalistik in Rom und Mitherausgeber der von G. Hofmann publizierten «Concilium Florentinum: Documenta et Scriptores» legt uns ein quellenkritisches, sorgfältigst dokumentiertes, auch für den nicht spezialisierten Leser hochinteressantes Werk vor.

Ursula Heuss-Burckhardt

ROBERT JANESCHITZ-KRIEGL, *Geschichte der ewigen Richtung von 1474.* (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Band 105, S. 150—224 und S. 409—455.) — Der Abschluß des Friedens zwischen der Eidgenossenschaft und Österreich gehört zu den erstaunlichsten und meistdiskutierten Ereignissen der älteren Schweizergeschichte. Die Bedeutung dieses ersten Friedensschlusses zwischen der Eidgenossenschaft und Österreich, der die Anerkennung des territorialen Besitzes durch den bisherigen Erbfeind brachte, ist von den Zeitgenossen so eindeutig gewürdigt worden, daß in der Forschung darüber kaum ein Zwiespalt auftreten konnte. Sehr umstritten aber war lange Zeit der diplomatische Werdegang der Ewigen Richtung im allgemeinen und die Rolle, die dabei Frankreich spielte, im besonderen. Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, II², S. 206, spricht einfach von einem Zustandekommen «unter Mitwirkung französischer Diplomatie»; Dürr, Die Politik der Eidgenossen im 14. und 15. Jahrhundert, S. 294f., trat der Meinung entgegen, «daß der Franzose etwa der Urheber der Ewigen Richtung wäre ... Daß die Richtung sein Vorteil war, schafft nicht das Recht, ihn als deren Macher zu bezeichnen»; Feller, Geschichte Berns, I, S. 379, faßt den Zusammenhang zwischen der Ewigen Richtung und dem Krieg gegen Burgund in die Worte «so buntscheckig war der Bund der Burgunderfeinde, daß einer den andern überlistete, bis sie schließlich alle an Ludwig XI. ihren Meister fanden ... Für Ludwig XI. mußte nun die Hauptsache kommen, die Kriegserklärung der Eidgenossen an Burgund...».

Janeschitz-Kriegl geht mit Feller in der Betonung der zentralen Bedeutung der französischen Aktion einig. Der Verfasser schildert den Werdegang der Ewigen Richtung, seine Vorgänger in Einzelheiten ergänzend und berichtigend, vom Waldshuter Frieden bis zu ihrem Abschluß am 31. März 1474 mit einem reichen kritischen Apparat, dessen Fehlen bei Dürr und Feller so bedauerlich ist.

Karl Schib

H. F. M. PRESCOTT, *Once to Sinai. The further pilgrimage of Friar Felix Fabri.* Eyre & Spottiswoode, London 1957. 310 S., mit 8 Taf., 7 Karten und Abb. — Hilda Prescott, die Verfasserin historischer Romane und Novellen, gewandte Übersetzerin und Erzählerin, begibt sich mit dem vorliegenden und einem früher erschienenen, «Jerusalem Journey» betitelten Buch aufs Gebiet der wissenschaftlichen historischen Darstellung. Der Fachhistoriker steht solchen Grenzübertritten aus dem Gebiet der schönen Literatur stets

mit einiger Skepsis gegenüber. Im vorliegenden Fall jedoch ist diese nicht gerechtfertigt, vorausgesetzt allerdings, daß man von H. Prescott nicht das erwartet, was sie nicht geben will, nämlich einen Beitrag zur Forschung. In beiden Publikationen — die selbständig erschienen sind und deshalb auch getrennt beurteilt sein wollen — erzählt die Autorin die Erlebnisse eines gebürtigen Zürchers, des Ulmer Dominikaners Felix Schmid (Frater Felix Fabri), auf seinen beiden Reisen nach Jerusalem (1480, 1483) und nach dem Katharinenberg und Ägypten (1483/84) auf Grund seiner Reiseberichte. Diese liegen im lateinisch abgefaßten, 1843—1849 edierten «Evagatorium in Terrae Sanctae, Arabiae et Egypti peregrinationem» vor, in unserem Fall auf den S. 329—545 des Bandes 2 (Stuttgart 1843) und im Band 3 (ibidem 1849). Als ergänzende Quelle benutzt die Verfasserin die Berichte zweier Mitpilger und zahlreiche andere, meist ins Englische übersetzte Reiseschilderungen sowie weitere Fachliteratur. H. Prescott will also nur Erlebtes, bereits Erzähltes — und zwar ausgezeichnet, liebevoll, humorvoll, peinlich genau Erzähltes — wieder in Erinnerung rufen, neu erzählen und einem breiten Publikum näher bringen (unter Weglassung zahlreicher theologischer, hagiographischer und historischer Exkurse). Da dies in wissenschaftlicher Weise und nicht in Form eines historischen Romans geschieht, kann sich der Historiker über dieses Unternehmen nur freuen, ja, er muß anerkennen, daß H. Prescott zu den wenigen gehört, welche das große Material, welches vor der Jahrhundertwende durch die «Palestine Pilgrims' Text Society» und die «Société de l'Orient Latin» und andere zusammengetragen und für die Forschung bereitgestellt worden ist, benutzt und ausbeutet zugunsten des historisch interessierten englischen Publikums. Wieso aber verfällt die Engländerin ausgerechnet auf den Ulmer Dominikaner zürcherischer Herkunft? Vor allem wohl aus dem ganz praktischen Grund, daß Fabris fesselnder Bericht längst ins Englische übersetzt ist (Trans. A. Stewart, 1892—1897). Ferner deshalb, weil es sich hier wohl um eines der bedeutendsten spätmittelalterlichen Palästina- und Ägyptenitinerare und zugleich um ein hervorragendes Zeugnis des schwäbischen Frühhumanismus handelt. Der Zugang zum Text wurde H. Prescott dadurch erleichtert, daß ihr eine reiche englische Palästina- und Orientliteratur zur Verfügung stand (z. B. hat G. W. Murray noch 1956 im Journal of the Royal Geographical Society, Vol. CXXII, Part 3, pp. 335—342, die Topographie von Fabris Wüstenitinerar untersucht) sowie ein ganzer Stab von wissenschaftlichen Beratern (S. 7). Allerdings versagt die wissenschaftliche Fundierung gerade dort, wo sie leichter sein sollte als bei den Partien über den Orient: wo es sich um deutschsprachige Literatur handelt und um lokalhistorische oder gesamtdeutsche historische Fakten. Ja es scheint fast, als sei die Autorin der deutschen Sprache kaum mächtig, als müßte sie deshalb die deutsche Literatur ignorieren, sofern diese nicht in Übersetzungen vorliegt. Das ist zu bedauern. So wird z. B. für die deutschen Verhältnisse am Vorabend der Reformation eine alte Übersetzung von Janssens Werk herangezogen statt des maßgebenden Buches von W. Andreas. Und Röhricht, dessen Werke man bei der Beschäftigung mit deutschen Palästinapilgern nicht umgehen kann, wird nur einmal in einer Anmerkung und dazu in einer veralteten Auflage zitiert. So herrscht bei der Schreibung deutscher Personennamen große Willkür und man vermißt natürlich die Identifikation zahlreicher beiläufig

oder laufend erwähnter Personen. (Vgl. etwa die Anmerkung über den Mameluken Seevogel aus Basel [S. 132], zu der Röhrichts Angaben und neuerdings auch Beat von Fischers Ägyptenbuch zu vergleichen wären.) Allerdings kann die Autorin all diese Vorwürfe mit der einen Frage an uns beantworten: Warum gibt es denn keine deutsche Übersetzung des Evagatoriums? Jedem, der nur einigermaßen Latein kann, sei empfohlen, zum Urtext des Evagatoriums zu greifen, wenn er mit Frater Felix Fabri Bekanntschaft machen will. Denn der Text ist klar und übersichtlich gegliedert, und das Latein ist einfach und ungekünstelt. Als Beispiel dafür sei der Schluß des Evagatoriums angeführt, mit welchem auch Prescott ihre Darstellung schließt und welcher zeigt, wie verlockend es sein muß, Fabris Berichte nachzuerzählen: «Finitis autem diebus recreationis meae abradi feci barbam, quam hucusque servaveram et XI mensibus in longum et latum nutriveram, invitus tamen, fateor, deposui eam, quia videbatur mihi, quod in ea audacior, maturior, sanior, orantior ac venerabilior essem, et si proprii juris essem, nullatenus ea carere vellem, cum sit naturae ornatus, venustans viri vultum ac robustum timorosumque reddens virum. Sed, quia frater et sacerdos Latinus sum, propter conformitatem libens careo.» Neben dem Text Fabris läßt sich das Buch von H. Prescott stellenweise gut als Kommentar verwenden, besonders dort, wo die Verfasserin anhand der Erzählung Fabris sachliche Probleme erörtert, wie z. B. im Kapitel IX das der Mameluken. In diesem Sinn kann das Buch auch der Forschung nützlich werden.

Beat R. Jenny

Heinrich Fichtenau, *Der junge Maximilian (1459—1482)*. (Österreich-Archiv — Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte.) Verlag R. Oldenbourg, München 1959. 50 S. — Die Broschüre will nach den Worten des Verfassers nicht als eine allen Anforderungen genügende Geschichte der Kindheit und Jugend Maximilians aufgenommen werden, da die kritische Sammlung der Zeugnisse von der Regierungstätigkeit dieses Habsburgers noch nicht abgeschlossen ist. Beachtung verdienen die Ausführungen über die Schulzeit des jungen Erzherzogs; eine mit Tafeln versehene Publikation der Lehrbücher Maximilians I. soll noch in diesem Jahre erscheinen. Das Schlußkapitel ist der Frage gewidmet, inwieweit Maximilian Anregungen von der burgundischen Hofkultur empfangen habe.

Jean-Pierre Bodmer

Hans Ankwicz-Kleehoven, *Der Wiener Humanist Johannes Cuspinian. Gelehrter und Diplomat zur Zeit Kaiser Maximilians I.* Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Graz-Köln 1959. XII u. 344 S. — Johannes Cuspinian war bis jetzt vor allem als Humanist und Gelehrter, weniger aber als Diplomat bekannt. Die vorliegende Studie möchte als erste umfassende Cuspinian-Biographie in gleicher Weise seine humanistisch-wissenschaftliche Bedeutung und seine politische Rolle würdigen.

Ankwicz-Kleehoven schildert im weit umfangreicheren ersten Teil Cuspinians Herkunft, seinen Studiengang (Cuspinian studierte Medizin) und seine akademische Karriere, die im Jahre 1500 mit der Wahl zum Rektor der Universität Wien eine erste Krönung fand. Zwischen 1510 und 1520 wurde Cuspinian von Maximilian I. mit bedeutenden diplomatischen Missio-

nen betraut, wo er 1515 bis 1519 den habsburgischen Interessen zum vollen Sieg verhalf. Trat seine wissenschaftliche Tätigkeit in dieser Zeit zurück, so lernte er doch in Ungarn die berühmte Bibliotheca Corvina kennen und sammelte römische Inschriften, was seinen humanistischen Interessen zugute kam. Für den Schweizer Historiker ist des Autors Hinweis auf Cuspinians enge Beziehungen zu Vadian von Interesse, welch letzterer als Supplent schon 1512 Cuspinians ordentliche Lektur für Poetik und Rhetorik übernahm.

Im zweiten, weit kürzeren Teil behandelt der Autor Cuspinians Werke, vorab die «Consules» und die «Caesares», wobei er Cuspinians ungewöhnliche Kenntnis auf dem Gebiet der mittelalterlichen Quellen betont. Die Bedeutung seines Geschichtswerkes liegt, wie der Verfasser hervorhebt, darin, daß er, infolge seiner diplomatischen Tätigkeit in Ungarn, seine Aufmerksamkeit in einem für die damalige Zeit ungewöhnlichen Maß auf den Osten, d. h. auf Byzanz und das Türkenreich lenkte und sich ein großes Einfühlungsvermögen in die Geschichte aneignete.

Ein ausführliches Register und ein Verzeichnis der zitierten Handschriften und Frühdrucke erleichtern die Benützung, und die Darstellung wird durch schön und gut ausgewählte Bildtafeln ergänzt. Hellmut Gutzwiller.

Beat Rudolf Jenny, *Graf Froben Christoph von Zimmern. Geschichtsschreiber — Erzähler — Landesherr. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Schwaben.* Jan Thorbecke Verlag, Lindau u. Konstanz 1959. 263 S. — Jenny nimmt als Ausgangspunkt seiner Monographie jene berühmte, äußerst reichhaltige und rätselhafte Zimmersche Familienchronik. Im I. Kapitel (Die Chronik) wendet er sich, nach einem Überblick über die erhaltenen Manuskripte und die Geschichte der Chronik, der Verfasserfrage zu. Nach Darlegung der bisherigen Lösungsversuche dieser Frage weist er in klarer Weise die alleinige Verfasserschaft Graf Froben Christoph von Zimmerns nach. Der Herkunft, dem wechselvollen Leben und Bildungsgang dieses Historikers ist das II. Kapitel (Der Chronist) gewidmet. Dabei kommt vor allem die Studienzeit ausführlich zur Sprache, es fällt aber auch Licht auf sein Verhältnis zu seinen Familienangehörigen, seine Erziehung zum Regenten durch seinen Onkel, Gottfried Werner von Zimmern, und seine Tätigkeit als Landesherr. — Das III. Kapitel (Der Chronist und die Chronik) bringt eine kritische Würdigung von F. Chr. von Zimmerns historischer Methode. Ohne seine Schwächen zu verschweigen, weist Jenny doch auf seine gründliche Quellenforschung und die Durcharbeitung der Literatur hin; insbesondere hebt er seine Wertschätzung der Archive und sein historisches Interesse und Fingerspitzengefühl hervor. Sein schriftstellerisches Talent, seine Persönlichkeit und seine Weltanschauung kommen im IV. Kapitel (Die Chronik und der Chronist) zur Sprache: Fr. Chr. von Zimmern hat, dem Zug der Zeit entsprechend, in seine Chronik eine Reihe von Schwänken eingeflochten. Er war ein guter Beobachter der Menschen, die er mit Treffsicherheit schildert und beurteilt. Seine Chronik wird so zum speculum vitae humanae, aber auch zum Selbstzeugnis des Verfassers, der gut katholisch und kaisertreu war, sich aber mit der Koexistenz von zwei christlichen Konfessionen abgefunden hat.

In seinem Bestreben, Chr. von Zimmern als Menschen zu erfassen und

sein Werk kritisch zu würdigen, hat Jenny seinen Gegenstand von zahlreichen Aspekten her beleuchtet. Seine Monographie bereichert in gleicher Weise die Historiographie des 16. Jahrhunderts und die Geschichte des Humanismus.

Hellmut Gutzwiller

JEAN RILLIET: *Zwingli. Le troisième homme de la Réforme.* Paris, Fayard, 1959. In-8°, 317 p. — On admettra sans doute que pour faire une biographie valable, l'attitude de départ de l'auteur est la sympathie à l'égard du personnage dont il décrit l'existence. Selon cette optique, cet ouvrage est incontestablement une réussite. En essayant de faire comprendre, pour autant que les documents le permettent, les raisons personnelles, religieuses ou civiques qui ont fait agir Zwingli tout au cours de sa vie, M. Rilliet nous promène à la suite du réformateur dans toutes les étapes de sa carrière, depuis son Toggenburg natal jusqu'à Zurich en passant par ses séjours d'étude au dehors et par son activité pastorale à Glaris et Einsiedeln. Au travers des études tâtonnantes du jeune et pieux humaniste, on voit peu à peu se former la personnalité du prédicateur fondant son enseignement sur la Bible exclusivement; cela l'amène, au travers d'un engrenage inéluctable, à se dresser contre l'Eglise de son temps et à rompre pour finir avec elle. Tout cela se fait indépendemment de Luther, ce qui confère toute son originalité au réformateur suisse-allemand. Cette évolution l'amène même à de graves dissentiments avec Luther, ainsi que l'auteur le montre en étudiant de près la douloureuse querelle sacramentaire et la dispute de Marbourg (1529). Le lecteur a naturellement de nombreux aperçus également sur l'activité politique de Zwingli, ses rapports avec les autorités de Zurich ou d'autres cantons et son intervention directe, sinon toujours heureuse, dans les conflits confessionnels de la Confédération qui se termine par sa mort sur le champ de bataille de Cappel en 1531.

On pénètre ainsi dans toute l'histoire d'une époque agitée dont l'auteur s'est efforcé de faire revivre de nombreux traits: le service mercenaire, la vie quotidienne, familiale, les rapports entre Confédérés; sans oublier les personnages évoqués au passage, Erasme, dont l'influence a été si profonde sur Zwingli, Vadian, ami de ce dernier, le prince de Hesse, qui se lia avec le réformateur suisse après le colloque de Marbourg, etc.

Même si l'auteur sait rendre le personnage attachant, qu'on ne le prenne pas pour un hagiographe: il ne cache pas les dérèglements du curé de Glaris contraint malgré lui au célibat, pas plus qu'il ne cèle la confusion qui subsiste dans cet esprit entre les communautés religieuse et politique; d'où l'intolérance qu'il partage avec tant de grands hommes de son temps. Si M. Rilliet n'excuse aucunement ces traits déplaisants, du moins les explique-t-il et cherche-t-il au delà des manifestations extérieures à pénétrer le cœur même de Zwingli.

Pourquoi alors le livre ne contient-il aucun portrait moral du réformateur? Certes, il se dégage peu à peu du récit, se marque en particulier lors de la confrontation avec Luther plus polémiste et impulsif que le Zuricois: ce dernier est sans doute moins dogmaticien et s'attache aux expériences vécues, toujours différemment, par chaque chrétien, plus qu'aux controverses théologiques. «Je ne serai jamais homme de parti», avait-il dit un

jour. Mais l'étude aurait sans doute gagné à une étude psychologique systématique.

L'historien souhaiterait aussi une bibliographie digne de ce nom et des références utilisables. S'agit-il donc d'un livre de vulgarisation délassante? On pourrait peut-être le penser à considérer avec quelle facilité on lit cet ouvrage qu'allègent quelques anecdotes bien choisies et heureusement présentées. Mais ce serait faire injure à l'auteur de lui prêter l'intention d'avoir voulu écrire un livre simplement distrayant; même si la théologie ne pèse pas trop lourd, on est surpris de voir combien elle tient de place, habilement répartie au cours de l'ouvrage. Cette étude est parfaitement sérieuse et si les spécialistes de la Réforme n'y trouveront pas de découvertes nouvelles, chacun peut faire profit de cette biographie soignée et fortement documentée.

André Lasserre

VITTORIO DE CAPRARIIS, *Propaganda e pensiero politico durante le guerre di religione. I (1559—1572)*. Napoli, Edizioni scientifiche italiane, 1959. In-8°, pp. VI—489. — Il processo di sviluppo del pensiero politico e della pubblicistica politica francesi, dagli inizi della politica ugonotta sino alla San Bartolomeo, viene descritto in questo libro con mano svelta e viva intelligenza.

La documentazione è ottima, le citazioni sono numerose e ben sistemate, l'informazione bibliografica è accurata, i giudizi sono quasi sempre assai ponderati.

L'Autore utilizza con discernimento l'immensa letteratura e molto opportunamente riprende molte impostazioni del Nürnberger *(Die Politisierung des französischen Protestantismus*, Tubinga, 1948), opera a suo tempo messa in luce e valorizzata giustamente dal Kingdon *(Geneva and the Coming of the Wars of Religion in France*. 1555—1563. Ginevra, 1956).

Benchè il libro non sia certo un modello d'originalità, pure ha da considerarsi un lavoro preciso, accurato, facente assai bene il punto sullo stato della questione. Una certa oscurità e pesantezza di scrittura rendono la lettura assai malagevole. Le scorrettezze tipografiche, numerosissime soprattutto nelle citazioni dal francese e dal latino, sono tante e tali da irritare il lettore più tranquillo. Pure, ripetiamolo, il libro è utile e renderà non pochi servigi agli studiosi delle guerre di religione.

G. Busino

C. V. WEDGWOOD, *The King's War, 1641—1647*. London, Collins, 1958. In-8°, 702 p. («The Great Rebellion», II.) — Le second volume de la Révolution d'Angleterre *(The Great Rebellion)* de C. V. Wedgwood vient de paraître. Après la Paix du Roi (c. r. dans cette revue, 1956, p. 245—246), voici la Guerre du Roi. Quoiqu'une publication échelonnée de deux en deux ans semble peu faite pour plaire au grand public, le second volume remporte auprès de lui autant de succès que le premier. Miss Wedgwood ne lui faisant aucune concession, on peut douter que, sans le grand talent littéraire qu'avaient révélé les biographies de l'historienne, son immense effort actuel eût connu la consécration de la grande vente.

La concession et la tentation majeures sont de prendre parti. Et l'historien des temps de guerre, surtout de guerre civile, tombe dans le piège

chaque fois qu'il ne le voit pas dans les textes contemporains eux-mêmes et qu'il oublie d'en démêler le côté passionnel avant de s'en servir. Miss Wedgwood ne manque jamais à cette tâche. Le récit n'en est pas ralenti pour le lecteur pressé, mais ses notes montrent toujours à quel travail critique préliminaire elle s'est livrée.

La meilleure façon d'arriver à l'impartialité, ou du moins à celle que peut atteindre l'être humain, c'est de se garder d'un finalisme que Macaulay, et tant d'autres, ont repris à Bossuet. L'explication des événements est faussée si l'on a constamment à l'esprit ce qui est arrivé après. L'histoire la plus fidèle est celle qui s'écrit comme elle s'est faite, pas à pas. C. V. Wedgwood raconte les événements «tels qu'ils furent, ce qui fait souvent comprendre pourquoi ils furent», sans anticiper. Appliquant à l'histoire le principe littéraire de Verlaine, elle a tordu le cou à l'éloquence, et tenu à montrer les faits «dans la confusion où les ont vus, jour après jour, les contemporains». «Ce n'est pas la façon la plus claire de les raconter», mais «si un peintre qui remplit une toile gigantesque ne peut pas demander à celui qui la regarde de se rappeler exactement tous les personnages secondaires, tous les détails d'arrière-plan, ceux-ci n'en rehaussent pas moins l'impression générale qu'il a désiré donner.» Elle la donne. L'apparente nonchalance du récit rend bien les allées et venues, du nord à l'ouest de l'Angleterre, des hautes aux basses terres d'Ecosse, des troupes pour le Roi et pour le Parlement, si décousues avant que Cromwell et les phalanges qu'il avait organisées n'eussent pris le dessus. Et ainsi, de toutes ces impressions successives se dégage l'ensemble historique. Même pour les lecteurs peu familiarisés avec l'histoire du règne de Charles 1er, sa complexité apparaît, et tous les problèmes de religion, de souveraineté, d'unification du royaume, à résoudre. Le peintre Wedgwood procède par touches rapides, avec un art de la composition qui lui fait supprimer toute démonstration pesante, tout grand portrait détaché.

Le second volume s'arrête au moment où le roi passe de la captivité des Ecossais à celle du Parlement. Le troisième tableau montrera la fin du «suspense» par l'intervention du troisième pouvoir, l'armée.

C. R. Delhorbe.

P. Goubert, *Familles marchandes sous l'Ancien Régime: les Danse et les Motte, de Beauvais*. Paris, S.E.V.P.E.N., 1959, XXIV—192 p. («Affaires et gens d'affaires», XVI.) — M. Goubert est un spécialiste de l'histoire du Beauvaisis: sa thèse principale de doctorat a pour titre, *Beauvais et le Beauvaisis de 1600 à 1730, contribution à l'histoire sociale de la France du XVIIe siècle*. Nous étions donc en droit d'attendre de la présente étude, consacrée à deux grandes familles bourgeoises de Beauvais, des renseignements inédits sur la société de l'ancienne province française.

L'auteur nous apporte bien davantage. Son enquête sociale est en effet étayée par une très sérieuse reconstitution des conditions du milieu économique. Les Danse et les Motte sont des fabricants devenus ensuite négociants de toiles de lin. Les deux familles connaitront une réussite éclatante. Nous suivons les Danse dans leurs innovations touchant à la fabrication, au rassemblement et au blanchiment des toiles. A partir des créances après décès, l'auteur nous montre l'accroissement du commerce des Motte vers

1650, 1690, 1700 et 1730. L'extension des aires de marché est très remarquable: la plupart des pays méridionaux de l'Europe, l'Angleterre, l'Amérique, les rives du Pacifique seront clients de Beauvais au XVIIIe siècle.

Pourtant l'ascension sociale des deux familles est bien loin de se présenter de la même façon. Nouveaux venus à Beauvais, peut-être issus de Lyon ou de la Savoie, les Motte, «véritables nomades du négoce» (p. 154), ne se fixent pas dans le pays par des acquisitions de terres. Ils sont des négociants purs. Originaires du Beauvaisis, les Danse, plus sages, investissent leur argent en biens immeubles. Leurs entreprises n'en ont pas moins une ampleur audacieuse. Ils réalisent de fructueux bénéfices par le «trafic des piastres»: ils feront partie de ces armateurs qui sauveront Louis XIV de la banqueroute, en 1709, en lui apportant de l'argent frais. L'un d'eux, Gabriel Danse, sera un éphèmère mais brillant directeur de la Manufacture royale des Tapisseries de Beauvais (1709—1711).

M. Goubert nous fait connaître ces grands bourgeois avec honnêteté et discrétion, sans forcer l'interprétation des documents, sans romancer. On ne trouvera pas dans cette étude le secret des âmes. On y trouvera, par contre, bien des éléments nécessaires à leur compréhension. Ivan Cloulas

Dora Fanny Rittmeyer, *Hans Jakob Läublin, Goldschmied in Schaffhausen, 1664—1730.* Verlag der Buchdruckerei Meier, Schaffhausen 1959. 112 S. mit 19 Abb. im Text u. 32 Taf. — Hans Jakob Läublin, 1664 geboren, ist der Sohn einer Schaffhausenerin und eines eingewanderten, in Schaffhausen zünftig gewordenen Goldschmieds aus Schwaben. Erst schafft der Bub in des Vaters Werkstatt. Als Jüngling zieht er nach Augsburg, wo er neben der Gold- und Silberschmiedekunst auch das «Reißen» und die Emailmalerei erlernt. 1687 finden wir den Dreiundzwanzigjährigen als Meister in Schaffhausen.

Gleich die erste große Arbeit zeigt Läublin im Besitz aller künstlerischen Mittel. Es ist die goldene Prunkmonstranz zu St. Ursen in Solothurn, 97,5 cm hoch und überreich verziert mit Perlen und echten Steinen. Wie sehr muß Läublins Entwurf es dem Stiftspropst Gugger angetan haben, daß er dem Auswärtigen, dem jungen, unbekannten Meister, der noch dazu ein Protestant war, diesen Auftrag erteilte! Fast drei Jahre hat Läublin an der Monstranz gearbeitet. Fronleichnam 1697 wurde sie enthüllt — von den Zeitgenossen aufs höchste gepriesen; uns verblieben als Zeugnis blühenden Hochbarocks —, bei aller Fülle und Farbigkeit doch ausgeglichen in den Maßen und von sauberster Ausführung.

Nun reißt die Kette der Aufträge nicht mehr ab. Man empfiehlt Läublin von Kloster zu Kirche, von Stift zu Pfarrei. Er schafft Monstranzen, Kelche und anderes Gerät u. a. für Einsiedeln und St. Urban, für die Franziskanerkirche Luzern, die Pfarrkirche von Bremgarten, für die Klöster Werthenstein, Muri und Kreuzlingen, für Sarnen, Pfäfers und Wil. Sein Ruf dringt über die Grenzen: Salem, St. Blasien und Andlau im Elsaß erteilen ihm Aufträge. Von der Salemer Monstranz läßt Läublin einen Kupferstich anfertigen, 122:52,5 cm, den er seinen Kunden als Muster vorlegt. Freilich bindet er sich damit selbst die Hände, da nun die meisten Auftraggeber «eine Monstranz so schön und kunstreich» wie die von Salem wollen. Darum gleichen die Werke aus Läublins letzten zwanzig Jahren einander nur allzu sehr in der

Form. Stets findet man auch die fein gepinselten Emailbildchen; bunten Vögeln gleich nisten sie in dem silbernen und goldenen Laubgewinde.

Und die weltlichen Mächte? Seine protestantischen Mitbürger? Läublin hatte nicht allzu viel Glück mit ihnen; oft standen hier einheimische Zünftler gegen den Ortsfremden. Als ansehnlichste Schöpfung sind uns seine beiden aus Kupferblech getriebenen Löwen erhalten, die über dem Zürcher Rathausportal prangen. Bekannt ist auch Läublins «Rüdenbecher», halbmeterhoch und silbervergoldet, heute als Leihgabe der «Schildner zum Schneggen» in der Silberkammer des Schweizerischen Landesmuseums. Schaffhausen verblieb als einzige nachgewiesene Läublin-Arbeit die silberne Löwenschale der Zunft zu Schuhmachern.

Läublin ist eine eigentümlich «moderne» Erscheinung. Er ist ständig unterwegs in Geschäften und erlebt, hoch zu Roß, mancherlei Abenteuer. Im 19. Jahrhundert wäre er zweifellos ein Gründer, ein Mann der Industrie geworden. Für seine Kunst ist es jedoch ein Gewinn, daß ihn die Zunftgesetze seiner Zeit ans Handwerk banden und den Unternehmer, den Geschäftsmann in ihm darniederhielten. Viele seiner Arbeiten zwar müssen als spurlos verschwunden gelten. Um so dankbarer sind wir für die uns verbliebenen Werte und folgen gern der Autorin durch ihre getreulichen Schilderungen. Frau Rittmeyer ist in den Bezirken der Goldschmiedekunst seit langem zu Hause. Daß sie auch handwerklich geschult ist, erfahren wir in einer Fußnote, wo sie sich als «Entwerferin und Ziseleuse» vorstellt. Man muß der Peyerschen Tobias-Stimmer-Stiftung in Schaffhausen Dank sagen für die Herausgabe des schönen Quartbandes mit seinen 32 teils farbigen Tafeln. Das Buch interessiert nicht nur den Goldschmied, den Kunstfreund und Sammler; es weiß auf unterhaltsame Art auch dem Laien ein Kapitel schweizerischer Kunst- und Kulturgeschichte nahezubringen.

Karl A. Dietschy

ANNE VIALLON, *Quelques aspects des luttes de l'abbaye de Lérins au XVIIIe siècle.* Aix-en Provence, La Pensée Universitaire, 1958. In-4°, 242 + VI p., ronéotypé. — Cette thèse pour le doctorat de la Faculté de droit et des sciences économiques d'Aix a été soutenue le 19 décembre 1958 devant un jury présidé par le professeur F. Aubenas, qui est lui-même auteur d'un ouvrage sur *Le droit de pèche de l'abbaye de Lérins* (Cannes 1953)[1]. C'est une histoire presque complète du dernier siècle d'existence de ce célèbre établissement: au 18e siècle en effet, l'abbaye de Lérins n'est guère connue que par les luttes qu'elles soutint, principalement contre l'évêque de Grasse, Charles-Léon-Octave d'Anthelmy, pour le recouvrement de sa mense abbatiale d'abord — puis pour son union à Cluny. L'ouvrage de Mlle Viallon a le grand mérite d'apporter sur ces conflits des documents inédits extêmement nombreux (délibérations capitulaires, correspondance des religieux, procès-verbaux des visites de Mgr d'Antelmy et d'autres personnalités, etc.) tous tirés de la richissime série H des Archives départementales des Alpes-Maritimes. Il est cependant bien regrettable que Mlle Viallon n'ait pas mené des recherches parallèles à Paris, aux Archives Nationales ou même au quai

[1] Cette renaissance des études lérinoises avait commencé déjà en 1950, date du mémoire de M. MALLET sur *L'abbaye de Lérins et ses abbés commendataires.*

d'Orsay. Il manque un volet au dyptique: les démarches, les motifs des Lérinois sont exposés dans leurs moindres détails — mais on ignore ceux de leurs adversaires[2]. Or ce qui faisait l'intérêt dernier du sujet, c'était de situer ce conflit dans l'histoire générale des relations entre l'Eglise et l'Etat en France. On y aurait vu un cas typique de réaction gallicane[3], un moment assez intéressant, aussi, de la politique du cardinal de Fleury — puisque c'est sous son ministère que Lérins fut désuni du Mont-Cassin pour être rattaché à une congrégation française et que l'ancien évêque de Fréjus semble avoir joué dans cette affaire un rôle décisif[4]. A défaut de ces considérations, on trouve dans la thèse de Mlle Viallon des détails très pittoresques sur la vie du couvent au 18e siècle — et des textes qui éclairent jusque dans leur intimité la personnalité des derniers religieux de l'abbaye. Les recherches de Mlle Viallon rectifient ainsi sur plus d'un point[5] et complètent surabondamment l'*Histoire*, déjà ancienne, *du monastère de Lérins*, de l'abbé Alliez (Paris 1862). Six pages de bibliographie au début de l'ouvrage, quattre pages d'*Index rerum* à la fin. Jean-Daniel Candaux

FRIEDRICH WALTER, *Die Theresianische Staatsreform von 1749*. Österreich-Archiv (Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte); Verlag R. Oldenbourg, München, und Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1958. 72 S. — Nach einem knappen Überblick über die verfassungsrechtliche Entwicklung in Österreich vom 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts und über die frühen Theresianischen Reformen schildert Walter eingehend, wie Maria Theresia und ihr Staatsminister Haugwitz gegen schwerste Widerstände versuchten, durch die umfassende Verwaltungsreform von 1749 nach preußischem Vorbild den Einfluß der Provinzialstände und die Selbständigkeit des Adels zu brechen und Böhmen-Mähren mit den deutschen Erbländern zu einem nach gleichen Grundsätzen verwalteten «Kernstaat» zu verschmelzen. Wenn Haugwitz auch schließlich gestürzt wurde und einzelne seiner Neuerungen aufgegeben werden mußten, datiert Walter die Anfänge des «modernen Staates» in Österreich doch überzeugend auf die Reform von 1749, die Beamtenaufbau und innere Struktur des Habsburgerstaates bis zum Revolutionsjahr 1848/49 bestimmte.

Joseph Boesch-Jung

JUAN SCHOBINGER, *Inmigración y colonización suizas en la República argentina en el siglo XIX*. Buenos Aires, Talleres gráficos Didot, 1957. In-8°, 230 p., 14 illustrations. (Instituto de Cultura Suizo-Argentino. Publicación No. 1.) — C'est en parcourant les récits des premiers colons et les travaux de publicistes informés, et en complétant ces données par des renseignements puisés dans la *Feuille fédérale*, ainsi que dans diverses archives

[2] *Il est probable que, il y a de fortes présomptions que...* dit Mlle Viallon à leur sujet (p. 138).

[3] Le mot n'apparaît que deux pages avant la fin du livre (p. 240). Quel dommage aussi que Mlle Viallon n'ait pas recherché les origines (peut-être lointaines) des difficultés soulevées par l'union de Lérins au Mont-Cassin. Elle entre *ex abrupto* dans le sujet (p. 99).

[4] Voir surtout p. 135—140. Le rôle non dépourvu d'ambiguité du cardinal de Fleury a dû aussi être commenté dans les milieux romains. N'y a-t-il rien sur Lérins dans la correspondance du nonce ou aux archives du Vatican?

[5] Principalement sur l'état de décadence du couvent au début du 18e siècle. De ce point de vue, le chapitre I intitulé *Un monastère affaibli et respectable* est fort bien venu.

et bibliothèques d'Argentine et de Suisse, que M. Schobinger, professeur de préhistoire et d'archéologie à l'Université nationale de Cuyo, a réuni les principaux traits du tableau qu'il nous présente. Cette étude comprend une introduction, douze chapitres et un appendice qui n'est pas la partie la moins intéressante. Le but recherché par l'auteur est de faire connaître au grand public l'histoire de la fondation des colonies agricoles suisses en Argentine, entre 1856 et 1859, et la contribution apportée par nos compatriotes au développement démographique, économique, politique et culturel de la grande République sud-américaine, dans la seconde moitié du XIXe siècle.

S'il n'y a rien à relever contre le plan de l'ouvrage et l'exposé des faits, il est nécessaire, en revanche, de faire une petite réserve sur deux autres points. L'auteur semble ignorer l'existence du fonds «Emigration», ainsi que celle de divers autres papiers officiels conservés aux Archives fédérales, à Berne. Sans être très étendue, cette documentation lui aurait tout de même fourni des compléments précieux, voire inédits. Par ailleurs, les références nous les aurions voulues plus précises. En effet, même si elle est destinée à de «non-spécialistes», cette œuvre sera certainement consultée par des érudits que la question intéresse. Or, nous craignons que ces derniers soient quelque peu gênés lorsqu'ils voudront procéder à des vérifications.

Ceci dit, il convient de remercier M. Schobinger de nous avoir donné un ouvrage qui tiendra, nous en sommes sûr, dignement sa place dans l'ensemble des travaux consacrés au problème de l'émigration et de la colonisation suisses en Argentine. Ce faisant, il a non seulement fait œuvre de science, mais encore montré beaucoup de déférence envers la patrie de ses ancêtres.

Oscar Gauye

JOSEPH VALYNSEELE, *Les princes et ducs du Premier Empire, non maréchaux, leur famille et leur descendance.* [Paris, chez l'auteur, 126, bd de Magenta, Paris X^e] 1959. In-8°, 348 p. — Ce nouvel ouvrage de Joseph Valynseele forme diptyque avec le livre qu'il a publié en 1957 sur *Les maréchaux du Ier Empire, leur famille et leur descendance*, volume que l'Académie française a couronné en juin 1958. Ces princes et ducs non maréchaux sont seize: six militaires (Arrighi de Casanova, Caulaincourt, Duroc, Girard, Junot et Savary), un marin (Decrès) et neuf civils (Cambacérès, Dalberg, Fouché, Gaudin, Lebrun, Maret, Champagny, Regnier et Talleyrand). Les deux volumes, on le voit, réunissent tout entier le haut état-major napoléonien. Comme il l'avait fait pour les maréchaux, l'auteur consacre un chapitre à chacun de ses personnages. On y trouve quantité de renseignements sur eux-mêmes et leur famille: étapes importantes de leur carrière, écrits, lieu de sépulture, ascendance et descendance. Si ce volume peut être considéré comme une sorte de bottin mondain des grandes familles du Premier Empire, ce n'est pas à ce titre qu'il nous paraît être le plus intéressant. Il constitue un document précieux pour l'étude de l'évolution des structures sociales. A ce point de vue, on peut regretter que l'auteur, qui a laissé aux porteurs français de patronymes autres que ceux des différents princes ou ducs les titres pris aujourd'hui dans les annuaires mondains (alors que l'on sait la confusion qui règne en France dans ce domaine bien superficiel et vieilli des titres), n'ait pas donné avec autant de minutie la fonction sociale actuelle

des descendants de ces familles. Les notes qui sont consacrées à la profession réelle et à la situation sociale actuelle de tous ceux qui portent des titres historiques sont trop rares pour permettre d'examiner à fond l'évolution sociale de cette couche intéressante. Olivier Dessemontet

JOSEF ZIEGLER, *Leonhard Gmür. Ein st. gallischer Politiker 1808—1877.* (Diss. phil. I. Freiburg). Walter-Verlag, Olten 1959. 86 S. — Es ist immer zu begrüßen, wenn Doktoranden mit Interesse für neuere Schweizergeschichte die Vorteile wahrnehmen, die eine biographische Arbeit als Dissertationsthema bietet. Befriedigende Quellenlage vorausgesetzt, ist der Stoff in der Regel einigermaßen geschlossen und trägt seine Anordnung oft schon weitgehend in sich. Da jede rechte Biographie am Einzelfall zugleich das Allgemeine sichtbar macht, erweisen sich solche Arbeiten oft genug als wertvolle Bausteine für spätere Zusammenfassungen über die Gesamtentwicklung in der betreffenden Zeit.

Über L. Gmür, der zur Amdener Linie eines politisch sehr aktiven und einflußreichen Gasterländer Geschlechts gehörte, stand als Lebensbild bisher nur ein erweiterter Zeitungsnekrolog zur Verfügung. Eine gründlichere Würdigung war angesichts von Gmürs jahrzehntelangem Wirken im Dienste von Staat und Kirche durchaus am Platze. Als junger Jurist war er 1835 in das bewegte politische Leben des Kantons St. Gallen eingetreten und betätigte sich als Großrat, Redaktor, Präsident des katholischen Administrationsrates, später auch als Erziehungsrat und als Ständerat. Ausführlich schildert der Verfasser namentlich Gmürs Anteil an der Schaffung des Kantonalbistums sowie an der Revisionsbewegung von 1857—1861. Die politische Haltung wird teils in der Einleitung über den Bildungsgang (Lyceum Luzern, Universität München), teils im Schlußkapitel charakterisiert.

Dank ausgedehnter Benützung von Privatbriefen und amtlichen Archivalien konnte Ziegler das bisherige Bild mancher Vorgänge und Strömungen verdienstlich präzisieren und bereichern. In angenehmer Unbefangenheit des Standpunktes und der Formulierung erhebt er sich über die Gefahr einer parteipolitisch gebundenen Betrachtungsweise. — Anderseits bleibt darum ein etwas zwiespältiger Eindruck zurück, weil das Ganze u. E. zu wenig eindeutig als Biographie konzipiert und gestaltet worden ist. Auch sollte der Darstellung eines so bewegten Lebens eine übersichtliche Zusammenstellung aller wichtigen Mandate und Ämter mit genauen Zeitangaben beigefügt werden, denn dadurch würde die praktische Verwertung einer solchen Biographie bedeutend erleichtert. — Im Interesse der st.-gallischen Historiographie ist zu wünschen, daß nun auch die eine oder andere Persönlichkeit der neueren Jahrzehnte (bis in unser Jahrhundert hinein) mit der Zeit ihren Bearbeiter finde. Ernst Ehrenzeller

JULIUS MARX, *Die österreichische Zensur im Vormärz.* Österreich-Archiv (Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte); Verlag R. Oldenbourg, München, und Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1959. 76 S. — Ausgangspunkt der interessanten Arbeit ist die Divergenz zwischen der Auffassung von Bibl und von Srbik in bezug auf das Verhältnis Metternichs zu Sedlnitzky, dem Leiter der Polizei- und Zensurhofstelle von

1815 bis 1848. Wichtigstes Hilfsmittel der Untersuchung sind die «trotz der vielen Verluste noch sehr ansehnlichen Aktenberge» der Polizeikorrespondenz, die bisher «nicht oder zu flüchtig» ausgewertet wurde. Der Verfasser zeigt, daß Sedlnitzky die maßgebende Zensurvorschrift von 1810 (die ebenso wie jene von 1795 im Anhang publiziert ist) und die darauf gestützten Dekrete gerecht und unparteiisch anzuwenden suchte; das Stoßende des Zensursystems liegt «nicht in der Auffassung irgendeiner Person, sondern unabänderlich in der Sache»; eine grundsätzliche Änderung der Zensur war allein schon der Einstellung von Kaiser Franz wegen undenkbar. Eine «liberalere» Einstellung Metternichs in Zensurfragen läßt sich nicht nachweisen, einzig urteilte der Staatskanzler weniger als Sedlnitzky nach dem Wortlaut und dem Sinn der Bestimmungen, sondern mehr nach politischer Zweckmäßigkeit, manchmal laxer, meist aber härter. So kommt der Verfasser im ganzen doch dazu, Bibl gegenüber dem bekannteren Metternichbild Srbiks Recht zu geben. Joseph Boesch-Jung

Felix Lehner, *J. C. Bluntschlis Beitrag zur Lösung der Alabamafrage.* (Wirtschaft, Gesellschaft, Staat Bd. 17.) Europa Verlag, Zürich 1957. 119 S. — Die «Alabama» claims gehörten zu den Streitfragen, die nach dem Abschluß des Sezessionskrieges die Beziehungen zwischen England und den USA schwer belasteten. Während des Krieges hatten die Konföderierten in britischen Häfen mehrere Kaperschiffe (darunter auch die «Alabama») bauen lassen. Trotz amerikanischen Protesten waren sie am Auslaufen nicht verhindert worden und hatten im ganzen über 250 Schiffe der Nordstaaten zerstören können. Nach dem Kriege verlangten die USA von der britischen Regierung Entschädigung für diese Verluste. Schließlich kamen die beiden Mächte 1871 im Vertrag von Washington überein, die Streitfrage einem internationalen Schiedsgericht zu unterbreiten, dem Vertreter der USA, Englands, Brasiliens, Italiens und der Schweiz angehören sollten. Dieses tagte 1872 in Genf; die Schweizerische Eidgenossenschaft war durch Jakob Stämpfli vertreten.

Unser Land hat aber noch weit mehr zu diesem Versöhnungswerk beigetragen. Man wußte davon, daß der Schweizer Jurist J. C. Bluntschli sich mit dem Problem befaßt hatte. Durch die Arbeit Lehners erhalten wir nun über dessen Anteil umfassende Klarheit. Amerikanische Freunde hatten Bluntschli um einen Artikel zur Alabamafrage gebeten, weil auf einen Unbeteiligten in dem scharfen Gegensatz zwischen den USA und England eher gehört würde. Obschon er nur über mangelhafte Informationen verfügte, haben die ebenso klaren wie gerechten Grundgedanken seines Aufsatzes sowohl den Vertrag von Washington wie auch das Urteil von Genf entscheidend zu beeinflussen vermocht.

Da der Verfasser das Fundament seiner Arbeit sehr breit (in manchen Abschnitten wohl allzubreit) angelegt und neben der Literatur auch viele handschriftliche Quellen in amerikanischen Archiven sorgfältig durchgearbeitet hat, dürfte es kaum möglich sein, in Zukunft noch Wesentliches zu diesem Problem hinzuzufügen. Der Abhandlung kommt deshalb besondere Bedeutung zu, weil in der Alabamafrage zum erstenmal zwei große Mächte dem Grundsatz, daß auch internationale Streitfälle schiedsgerichtlich entschieden werden sollten, nachgelebt haben. Christian Schmid

Rose Louise Greaves, *Persia and the Defence of India 1884—1892. A study in the Foreign Policy of the Third Marquis of Salisbury.* University of London. The Athlone Press 1959. XII u. 301 S. — In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete Persien für die britische Außenpolitik ein besonders schwieriges Problem. Wohl ging es damals nicht um die Erdölversorgung des Westens, sondern um die Verteidigung Indiens, aber der Gegner war derselbe wie heute, nämlich Rußland. Die geographische Lage Persiens zwischen dem sich in Zentralasien ausbreitenden Zarenreich und der britischen Kolonialmacht in Indien machte das Land zu einem Pufferstaat.

Die vorliegende Arbeit befaßt sich mit der britischen Diplomatie in Persien in den Jahren 1884—1892, die einerseits den russischen Einfluß zu vermindern suchte, anderseits aber auch nach einem Ausgleich strebte. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Mission des britischen Gesandten Sir Henry Drummond Wolff. Der Ausgleich mit Rußland ergab sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts, nachdem für beide Mächte der militärische Aufstieg des Deutschen Reichs zur gemeinsamen Gefahr geworden war. Die Verfasserin vermittelt in ihrer Darstellung nicht nur einen interessanten Einblick in die britische Kolonialdiplomatie, sie liefert auch einen wertvollen Beitrag zur Erforschung der politischen Leistung Salisburys.

Die sorgfältig dokumentierte Unterstützung stützt sich auf eine breite Grundlage ungedruckten Quellenmaterials. Hans Rudolf Guggisberg

John Ehrman, *Cabinet Government and War 1890—1940.* Cambridge University Press, 1958, XI u. 132 p., index. — Das britische Kabinett hat eine eigentümliche Geschichte. Seine Organisation ist in keiner Verfassung festgelegt. Seine Tätigkeit und Befugnisse sind im Lauf der Zeit immer wieder neu den Verhältnissen angepaßt worden. Die Geschäftsführung ist unformell; lange Zeit wurde nicht einmal ein Protokoll geführt. Es kam vor, daß nach einer Sitzung die einzelnen Minister nicht einig und nicht klar darüber waren, was beschlossen worden war.

Eine derartige Organisation scheint zur Führung eines modernen Krieges gänzlich ungeeignet. In früherer Zeit genügte es, wenn einer Macht eine hinreichende Armee und eine starke Flotte zur Verfügung standen. Den eigentlichen Krieg konnten Generäle und Admiräle führen, wenn die Regierung die Kriegsziele festgelegt hatte. Dazu und zur Beschaffung der nötigen finanziellen Mittel taugte das Kabinettsystem durchaus. Der moderne Krieg jedoch beansprucht infolge der Technisierung die gesamten Kräfte und Mittel der Nation. Um ihn erfolgreich zu führen, bedarf es weit vorausschauender Planung und der Koordination vieler Tätigkeiten.

Organisation und Praxis der Kabinettsregierung, wie sie heute bekannt sind, waren im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts entstanden, ohne daß auf den Krieg besondere Rücksicht genommen zu werden brauchte. Im wesentlichen ist die Struktur der Kabinettsregierung bis heute nicht verändert worden. Sie hat sich also offenbar unter schwierigsten Umständen bewährt.

In den Lees Knowles Lectures 1957 der Universität Cambridge, welche dieser Schrift zugrunde liegen, untersucht der Verfasser, auf welche Weise die Kabinettsregierung den Erfordernissen der Zeit von 1890 bis 1940 gerecht

wurde. Es handelt sich also zweimal um die Vorbereitung und einmal um die Durchführung eines bewaffneten Konflikts. Er bricht seine Untersuchung mit dem Jahr 1940 ab, weil das Material für die Zeit des Zweiten Weltkrieges noch nicht in genügendem Umfang vorliegt und zugänglich ist.

In seiner Darstellung hält sich der Verfasser mehr an Institutionen und Organisationen als an die Personen, welche sie schufen und trugen, obschon er selbst im Vorwort sagt, daß das Kabinett und die verschiedenen Kommissionen, welche es berief, «have centred on a highly personal world». Die Studie ist in ihrer Beschränkung eine nützliche Ergänzung zur englischen Verfassungsgeschichte dieses Jahrhunderts. Sie setzt jedoch die Kenntnis der Funktion des Kabinettsystems im allgemeinen voraus und macht das Studium der großen Werke von A. B. Keith und Ivor Jennings über das Kabinett eher notwendig als überflüssig. Ehrman beruft sich mehrmals auf die im selben Rahmen gehaltenen Vorlesungen von Lord Hankey, «Government Control in War», 1945, deren Verfasser mit langer Erfahrung als hoher Beamter das gleiche Thema aus einer etwas andern Perspektive mit weniger Trockenheit behandelt. Robert Schneebeli

L. V. Méjan, *La séparation des Eglises et de l'Etat.* Paris, Presses Universitaires de France, 1959. In-8°, 571 p. — Dans sa thèse de doctorat Mlle Méjan donne une description méticuleuse des événements qui ont conduit à la séparation définitive de l'Eglise et de l'Etat en France (1905) et discute les suites immédiates de cet événement historique. Elle accorde une attention particulière à l'œuvre de son père, Louis Méjan, le dernier directeur de l'administration autonome des cultes, proche collaborateur d'Emile Combes et d'Aristide Briand. Dans sa préface, Gabriel Le Bras indique l'importance de l'œuvre et dit justement qu'elle «éclaire un des drames de notre histoire».

Le Concordat de 1801 avait clarifié et apaisé les relations entre l'Etat français et l'Eglise catholique romaine. Non seulement Pie VII reconnaissait la République française, mais la République reconnaissait que la religion catholique romaine était «la religion de la grande majorité des citoyens français». Le retour à la solution du Concordat de 1516 mit fin aux deux séries rivales d'évêques: il fut convenu que le Premier Consul ferait la nomination et que le pape conférerait l'institution canonique. Le bas-clergé devait être nommé par les évêques et soumis à l'accord du gouvernement. C'était admettre que la France n'avait le choix qu'entre le catholicisme et l'incroyance. En dépit du Concordat, la haute hiérarchie ne cessa pas d'être anti-républicaine, même après la disparition de tout espoir de restauration monarchique. L'Eglise craignait en particulier l'influence du socialisme sur ses supports traditionnels: l'aristocratie, l'armée et les classes paysannes.

La Troisième République vit les relations entre l'Eglise et l'Etat s'aggraver rapidement. Des anticléricaux tels que le président du Conseil Combes s'irritaient de devoir payer les salaires du clergé catholique, selon les termes du Concordat. De son côté l'Eglise craignait le pouvoir de nomination de l'Etat et refusa d'investir certains candidats-désignés. L'utilité du Concordat arrivait à son terme et tous ceux que cela concernait désiraient un changement, mais pas nécessairement celui qui devait avoir lieu.

La séparation elle-même fut précédée immédiatement par la rupture en 1904 des relations diplomatiques entre la France et le Saint-Siège, rupture

causée en partie par la visite officielle du Président Loubet au gouvernement italien (visite qui eut lieu en dépit de la tradition qui dès Napoleon III faisait de la France la protectrice du pape, «prisonnier» du gouvernement italien) ainsi que par les querelles entre les évêques de Dijon et de Laval et le Saint-Siège.

La loi de 1905 mit fin aux liens entre l'Eglise et l'Etat, y compris les salaires payés par l'Etat aux clergés catholique, protestant et juif. Les biens écclésiastiques furent rendus aux paroisses, organisées en tant qu'associations cultuelles. L'Eglise s'opposa à la séparation et à la place faite aux laïcs par l'organisation de telles associations. Néanmoins la sagesse politique finit par prévaloir et amena en fin de compte soumission et renouement des relations diplomatiques entre le Vatican et la France (1920).

L'ouvrage de Mlle Méjan a fait un usage abondant d'archives ainsi que de journaux et revues de l'époque. Sa bibliographie comprend une liste très complète des nombreux ouvrages et articles publiés sur les questions et les personnalités en cause. Son index soigné des personnages cités rend de grands services à son lecteur. A. D. Ainsworth

Bruno Gebhardt, *Handbuch der deutschen Geschichte*. 8. Aufl. hg. v. H. Grundmann. Bd. 4 *Die Zeit der Weltkriege*, von Karl Dietrich Erdmann. Union-Verlag, Stuttgart 1959. VIII u. 363 S. — Im völlig neuen Gebhardt sollte die Zeit von 1914 bis 1945 ursprünglich als letztes Kapital den dritten Band abschließen. Die Bedeutung dieser Jahre aber, die Vielschichtigkeit der Ereignisse und die Notwendigkeit, nicht nur handbuchartig die Ergebnisse der bisherigen Forschung zusammenzufassen, sondern im eigentlichen Sinne historisch darzustellen, haben schließlich zu einem eigenen Band geführt. Der Verfasser, Ordinarius in Kiel, ist seit langem als Spezialist der Weimarer Republik und als Mitherausgeber der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte bekannt und bot alle Voraussetzungen für eine Bewältigung dieser ungemein schweren Aufgabe. Und in der Tat: das Ergebnis langjähriger Arbeit zwingt zur Bewunderung und uneingeschränkten Anerkennung.

Erdmann beginnt mit einem kurzen, intelligenten Hinweis auf die Kriegsschuldfrage 1914, schildert den Ersten Weltkrieg, wobei er den außen- wie innenpolitischen Fragen besondere Beachtung schenkt, verfolgt die Etappen der Weimarer Republik und gibt schließlich eine Darstellung der nationalsozialistischen Zeit. Einem Handbuch gemäß muß chronologisch vorgegangen und das Faktische herausgestellt werden, aber der Verfasser geht auch auf Verfassungsfragen und Wirtschaftspolitik ein; das Ganze liest sich dennoch flüssig. Etwas zu kurz kommen vielleicht geistesgeschichtliche Aspekte (z. B. Atmosphäre der 20er Jahre, «konservative Revolution») und Fragen der sozialen Struktur und Umschichtung. Der Verfasser führt das umfangreiche Quellenmaterial und die riesige deutsche und ausländische Literatur nicht nur bibliographisch auf, sondern verarbeitet sie auch wirklich; im Sinne der «Etat des questions» erwähnt er im Text oder in den Anmerkungen Kontroversen, ohne aber der eigenen Stellungnahme auszuweichen. Dabei wird — was die «Perspektive» anbelangt — auch der mißtrauische ausländische Leser kaum etwas einzuwenden haben: es wird weder eine wissenschaftlich fragwürdige Selbstanklage betrieben, noch irgend

etwas vertuscht oder umgebogen; in konzentrierter Form wird jeweils das Entscheidende gesagt (z. B. Flottenpolitik vor 1914, Dolchstoß, Versailles, Hitlers Ziele, Sudetenfrage, Entfesselung des Krieges, Endlösung u. a.). Dem Historiker hat Erdmann einen künftig unentbehrlichen Führer in die Hand gegeben, dem er sich getrost anvertrauen kann. Wer der Zeitgeschichte noch immer skeptisch gegenübersteht — es soll in der Schweiz noch viele solcher Skeptiker geben —, wird sich nun eines Besseren belehren lassen können.

R. v. Albertini

LUDWIG DENNE, *Das Danzig-Problem in der deutschen Außenpolitik 1934—1939*. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn o. J. (1959). 322 S. — Die Verhältnisse in Danzig beschäftigen den Historiker doch nur gelegentlich, etwa im Zusammenhang mit der Persönlichkeit Rauschnings und selbstverständlich bei den Vorgängen des Sommers 1939; um so dankbarer ist man für eine umfassende Darstellung aller ihrer Aspekte. In einem kurzen Einleitungskapitel schildert Denne die Entstehung der Freien Stadt, ihre Rechtslage und ihre Geschichte von 1919 bis 1933; es folgen die Abschnitte über den Gang der Gleichschaltung Danzigs (1933—1938), über Hitlers Danzig-Politik bis zur Konferenz von München und über die Rolle Danzigs im letzten Vorkriegsjahr. Der Verfasser, der sich auf zahlreiche persönliche Mitteilungen Carl Burckhardts stützen konnte, bemüht sich, dem ehemaligen Hochkommissar auch in jenen Fällen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, in denen gegen ihn der Vorwurf allzu großer Nachgiebigkeit gegenüber den braunen Machthabern erhoben wurde. Die sorgfältige Studie enthält auch eine Fülle packender Beispiele für die zynische, verlogene und brutale Politik der Nationalsozialisten; schade, daß die Qualität des Druckes nicht der Gediegenheit des Inhaltes entspricht. Eine Bibliographie und ein Personenregister ergänzen das Werk auf angenehme Weise.

Joseph Boesch-Jung

RUDI STRAUCH, *Sir Nevile Henderson, britischer Botschafter in Berlin von 1937 bis 1939. Ein Beitrag zur diplomatischen Vorgeschichte des zweiten Weltkrieges*. Bonner historische Forschungen Band 11. Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn 1959. 384 S. — Das harte Urteil, das Namier in seinen «Diplomatic Preludes» über Henderson fällte, ist bekannt; seither erschien an der Harvard University in Cambridge Mass. eine (ungedruckte) Arbeit, deren Tendenz schon im Titel, der Hendersons Memoiren «Failure of a mission» polemisch abwandelt, deutlich wird: «Failings of a missionary». Strauch unternimmt es nun in seiner äußerst zuverlässigen Arbeit, auf Grund aller zur Zeit zugänglichen Quellen zu einem umfassenden Bild der Berliner Tätigkeit und darüber hinaus der Persönlichkeit Hendersons zu gelangen. Wenn er in der Form auch weniger scharf verurteilt als Namier, so wird doch mit letzter Deutlichkeit ersichtlich, in welchen Illusionen der britische Botschafter befangen war, als er hoffte, durch persönliche Kontakte mit führenden Nationalsozialisten, durch Besuch des Reichsparteitages, durch Unterscheidung der «Vernünftigen» (Göring) von den «Radikalen» (Ribbentrop, Goebbels) und durch Unterstützung der ersteren einen günstigen Einfluß

auf Hitler ausüben zu können. Er glaubte, in geschickter Weise mit den neuen Machthabern in Deutschland zu manipulieren und wurde doch von ihnen als (unbewußtes) Werkzeug zu ihrer psychologischen Kriegsvorbereitung benutzt. Vom März 1939, von der Vergewaltigung der nach München noch übrig gebliebenen Tschechoslowakei an, stand Henderson als unentwegter «Appeaser» auch in offenem Gegensatz zu den Intentionen des britischen Kabinetts, die er wiederholt offen durchkreuzte. Er glaubte, in völliger Überschätzung seiner Fähigkeiten und Möglichkeiten, Botschafter «alten Stils» mit selbständiger politischer Konzeption und Linie sein zu können; es bleibt erstaunlich, daß er bis zum Kriegsausbruch auf seinem Posten belassen wurde. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister ergänzen das wertvolle Werk, das vermutlich auf lange Zeit hinaus die maßgebende Darstellung Hendersons bleiben wird.

Joseph Boesch-Jung

Jean-Pierre Alem, *Le Moyen Orient*, Paris, Presses universitaires de France, 1959. In-8°, 128 p., cartes. («Que sais-je?».) — Les problèmes politiques actuels du Moyen orient découlent de la première guerre mondiale et des manœuvres subtiles et contradictoires des diplomates anglais. Sans négliger ce départ, l'auteur s'intéresse essentiellement à la période qui a suivi la seconde guerre mondiale, a vu renaître Israël et s'affirmer l'indépendance des Etats arabes. La rivalité anglo-française, évidente jusqu'en 1946 s'estompe devant l'intrusion de la politique américaine du pétrole. Du fait de leur éviction toujours plus complète du Moyen orient, les deux puissances harmonisent leur politique. Mais le coup manqué de Suez ouvre la porte aux Russes.

Aux intrigues des grandes puissances, s'ajoutent d'autres facteurs d'instabilité: le rêve d'un Monde arabe uni, qui s'oppose au morcellement géopolitique; la haine d'Israël qui perpétue la menace d'un conflit armé; l'ambition personnelle des chefs d'Etat, princes ou dictateurs; les divergences flagrantes des intérêts et des ressources économiques de chaque pays.

A l'intérieur, les rivalités encore féodales des leaders politiques provoquent une succession d'assassinats, de rébellions, de coups d'Etat ou de théâtre, tels que la création de la République Arabe Unie!

Malgré les soins qu'il y porte, l'auteur ne parvient pas à garder une totale sérénité devant les événements où l'Occident, la France en particulier, a perdu la face. Ainsi, il écarte en quatre lignes l'affaire de Suez. Les volumes de la collection ne s'alourdissent pas d'une bibliographie. Les quelques titres cités en note ne révèlent pas toutes les sources d'une documentation qui semble abondante et précise. Sur un sujet aussi délicat, les affirmations, les jugements de l'auteur gagneraient à être étayés de preuves. Mais il a su démêler des événements complexes à souhait et les faire revivre dans l'agréable clarté d'une composition bien ordonnée et d'un style élégant.

Paul-Louis Pelet

Ferdinand Niederberger, *Das Schwingen in Nidwalden*. Stans 1959. 100 S. — Diese Studie macht den Leser mit der erstaunlichen Tatsache bekannt, daß das Schwingen in Nidwalden während mehr als 200 Jahren obrigkeitlich verboten war. In anschaulicher Weise legt der Verfasser dar,

wie es zum Verbot kam und wie wenig wirksam es sich erwies. Die zahlreichen urkundlichen Belege, die der Autor anführt, bilden einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Leibesübungen im Schweizer Hirtenland.

Heinrich Burckhardt

Ernst Ehrenzeller, *Der Historische Verein des Kantons St. Gallen 1859—1959.* 100. Neujahrsblatt, hg. v. Historischen Verein des Kantons St. Gallen. Verlag E. Löpfe-Benz, Rorschach 1960. — Dieser wohlgelungenen Jubiläumsschrift zum hundertjährigen Bestehen des Historischen Vereins der St. Galler haben die früheren Denkschriften von Hermann Wartmann (1884 und 1909), Wilhelm Ehrenzeller (1934) und Hans Beßler (1940) als Vorarbeiten gedient, doch begnügt sich der Verfasser nicht, sie einfach fortzusetzen. Er geht nochmals gründlich an den ganzen Stoff heran. Auf knapp hundert Seiten in einer Überschau die gesamte, seit den Anfängen geleistete wissenschaftliche und kulturelle Arbeit zusammenzufassen und gerecht zu würdigen, erfordert Umsicht und ein abgewogenes Urteil. Beides ist da. Die Schrift hält die Mitte zwischen der chronologischen und der systematischen Darstellungsweise, weitet den Rahmen jedoch aus, indem sie die vielseitigen Bemühungen der st.-gallischen Geschichtforscher, -schreiber und -freunde in die allgemeine kulturelle Entwicklung hineinzustellen sucht. Auffallend ist, wie überall um die Mitte des letzten Jahrhunderts einzelne hervorragende Gestalten den Anstoß zur Gründung von geschichtforschenden Gesellschaften geben: Im gleichen Jahr 1859 Johann Adam Pupikofer im Kanton Thurgau (worüber *Ernst Leisi* im 96. Heft der Thurgauischen Beiträge zur vaterländischen Geschichte berichtet), Augustin Keller im Aargau, Hermann Wartmann in St. Gallen. Die Motive sind aber nicht ganz gleich. Die St. Galler kommen vom «Historisch-philologisch-philosophischen Leseverein» der Anfänge, der die weitgespannten Interessen einiger Gründer vereinigen wollte, in die engeren Spuren einer positivistischen Geschichtforschung, deren Aufgabenbereiche sich ausdehnen, sobald die erste Phase der Quellenherausgabe dem Ende zugeht. Behutsam und verständnisvoll zeichnet der Verfasser die verschiedenen Arbeitsgebiete nach, die Verästelungen, ja zeitweise die Kräftezersplitterung in der historischen Arbeit. Im ruhigen Bild dieser Vereinsgeschichte schimmert überall das Menschliche durch: die beherrschende Forscherpersönlichkeit Hermann Wartmanns vor allem, der sechzig Jahre lang die Geschicke des Vereins bestimmte. Das ist zu lange; so wurde die Krise während des ersten Weltkrieges das Zeichen für eine längst fällige Ablösung, doch auch eine Krise dieser ganzen Forschergeneration, deren Verdienste um die Vergangenheit den Blick für die Gegenwart getrübt hatten. Ehrenzeller würdigt die stattliche Reihe der st.-gallischen Geschichtforscher von Dierauer, Immler, Götzinger bis Werner Näf, nennt ihre wichtigsten Arbeiten im Rahmen der st.-gallischen Historiographie, beurteilt die Quellenpublikationen, registriert interne Vereinsgeschäfte, besondere Anlässe. Ein Personen- und Autoren-Register leitet über zum Verzeichnis der Publikationen des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen, das *Hans Fehrlin* zusammengestellt hat. Unter den Illustrationen, Zeichnungen von *Ch. A. Egli*, meist Porträt-Skizzen, vermissen wir die üblichen Legenden.

Albert Schoop